

(Nachdruck verboten)

25.

49]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Drinne auf dem großen Terrain herrschte Todesruhe vor der Ecke, wo der kleine Trupp arbeitete, einen Schutzmann zur Seite, wie Buchthausgefangene. Die Schubkarren lagen mit dem Boden in die Höhe da; es sah aus, als sei Pest oder Seuche über den Arbeitsplatz hingegangen.

Die Streikbrecher waren Leute aus allen Berufen, einige von den Arbeitslosen schrieben ihre Namen und Adressen nieder, um sie in den „Arbeiter“ zu setzen. Einer von Stolpes Fachvereinsleuten war auch dazwischen, er war ein besonnener Familienvater und hatte seit den ersten Tagen an der Bewegung teilgenommen. „Es ist ein Jammer um ihn,“ sagte Stolpe, „er ist ein alter Arbeitskamerad von mir und bisher immer ein guter Kamerad gewesen. Nun werden sie ihn hart anfaßen im Blatt, wir sind dazu gezwungen. Es kann der Klasse nicht damit gedient sein, daß einer von ihren Vertretern hingeht und zum Verräter wird.“

Frau Stolpe war unglücklich. „Es ist solche nette Familie,“ sagte sie, „wir haben immer mit ihnen verkehrt und ich weiß, daß sie lange gehungert haben; er hat eine junge Frau, Vater, da ist es nicht so leicht zu widerstehen.“

„Mir tut es selbst leid,“ erwiderte Stolpe. „Aber man ist dazu gezwungen, sonst wird man der Parteilichkeit beschuldigt. Und mir soll niemand kommen und sagen, daß bei mir das Ansehen der Person gilt.“

„Ich möchte wohl hingehen und mit ihm reden,“ sagte Welle. „Vielleicht gibt er es dann auf.“

Er bekam die Adresse und ging nach Feierabend hin. Es war ein kahler rasiertes Heim mit vier kleinen Kindern; eine schwere Luft lag darüber. Der Mann, der schon etwas bei Fahren, aber noch kräftig war, saß vergrämt da und verzehrte sein Essen, während die Kinder mit dem Rinn auf dem Tischrande lungerten und aufmerksam jeden Bissen verfolgten, den er nahm. Die junge Frau ging hin und her; sie trug ihm das einfache Essen mit einer eigenen liebevollen Bewegung auf.

Welle brachte die Frage aufs Tapet, es wurde ihm schwer, diesem alten Veteran gegenüber. Aber gesagt werden mußte es ja.

„Ich weiß es recht gut,“ sagte der Mann und nickte wie vor sich hin. „Du brauchst Deine Lektion nicht anzufangen, denn ich bin selbst vom ersten Tage an mit dabei gewesen, und bisher habe ich meine Verpflichtung gehalten; nun hat es mit mir ein Ende. Was willst Du hier, Junge? Hast Du Frau und Kinder, die nach Brot schreien, dann denk an Deine Eigenen!“

„Wir schreien nicht, Hans!“ sagte die Frau still.

„Nein, das tut Ihr nicht, und das ist noch viel schlimmer! Kann ich es denn mit ansehen, daß Ihr hier herumgeht und abmagert und friert? Zur Hölle mit den Kameraden und ihren großen Worten, wozu haben die geführt? Vorher haben wir ein klein wenig gehungert, und jetzt hungern wir mächtig, das ist der Unterschied! Laßt mich in Ruhe! Zum Teufel auch, warum will man mich nicht in Ruhe lassen?“

Er nahm einen Schlud Branntwein aus der Flasche. Die Frau schob ihm das Glas hin, aber er stieß hart dagegen. „Sie wollen Dich morgen ins Blatt setzen,“ sagte Welle zögernd. „Ich wollte Dir das nur sagen!“

„Ja, und von mir schreiben, daß ich ein Schwein bin und ein schlechter Kamerad, vielleicht auch, daß ich meine Frau prügele. Aber sie wissen ja selbst, daß das Lügen sind, aber was geht das mich an? — Willst Du einen Schlud haben?“

Nein, Welle hatte kein Verlangen nach etwas. „Na, denn tue ich es selbst,“ sagte der Mann und lachte boshaft. „Jetzt kannst Du ja bezeugen, daß ich ein Schwein bin. Ich trinke aus dem Buedel! Und einen anderen Abend kannst Du wiederkommen und am Schlüsselloch lauschen, vielleicht hörst Du dann auch, daß ich meine Frau prügele.“ Die Frau fing an zu weinen. „Ja, zum Teufel auch, sie können mich ja in Ruhe lassen!“ sagte der Mann trozig.

Welle mußte unverrichteter Sach gehen.

Die „Arche“ lag da und fror unter dem Nordwind, aller ihrer Lebensäußerungen entkleidet. Der Lärm, der den Sommer hindurch aus der engen Hofstiege aufbrodelte, war verstummt; das unaufhörliche Tropfen von hundert Abwaschröhren, das den Hof in einen schmalen Brunnen mit grünen schleimigen Wänden verwandelte, war auch eingestellt. Der Frost hatte einen Stoppbahn davorgedreht, und wo die Kröten in den Mauerlöchern in phantastischen Grotten von grünem Moos und schleimigen Fasern gefressen und sich gekröpft hatten, da hing jetzt eine Eiskruste herab, ein schmutziger Gletscher, der von der Mansarde bis ganz hinab auf den Boden des Hofes reichte.

Wo waren sie nun geblieben, die schmutzigen, fröhlichen Kinder? Und der Abendrausch des Leichenwagentutschers, den die Frau ihm jetzt ausprügeln mußte? Und die nicht totzukriegende Frauenstimme, die plötzlich über dieses oder jenes Gelände hinüber gebrüllt und den ganzen Hof durchhecheln konnte, scharf wie ein Rasiermesser?

Der Frost war noch strenger geworden! Er hatte alles weggesegt, und es so gut verschlossen, wie es sich tun ließ. Der Leierkastenmann lag unten in seinem Keller und hatte von dem guten Freund des Nordwindes, von der Gicht, Besuch, und unten in dem verlassenen Hof ging der Zug umher und schnüffelte an den feuchten Wänden entlang. Jedesmal wenn jemand den Tonnengang passierte, faßte er ihn mit seinen Eisfingern an die Knie, so daß es bis ans Herz hinauf weh tat.

Die alte Kaserne lag da und glökte leer aus den schwarzen Fenstern. Die Kälte hatte das letzte Fach geblümter Gardinen abgenommen und es auf des Leihant gebracht. Den Kanarienvogel hatten sie für eine Stiege Brennholz veräußert und den ~~Arzt~~ engen, einsamen Weinen kleiner Kinder hinter den verschlossenen Türen Einhalt getan, dem Lobgesang der Arbeit, der sich erst am Abend gelegt hatte, wenn die Mutter aus der Fabrik nach Hause kam. Jetzt saß jede Mutter den ganzen Tag hindurch bei ihrem Kinde, und niemand anders als die Kälte hatte ihnen diese Freude vergönnt. Sie und Schwester Hunger kamen auch jeden Tag und saßen sich nach ihnen um.

Drinne im dritten Stockwerk nach dem Hof hinaus saß die Witwe Johnson in der Ecke am Ofen, Hannes kleines Mädchen lag zusammengekauert auf einem Fellen flidendecke an der Erde. Durch das kahle Fenster sah man nur Eis, als sei der ganze Weltraum bis auf den Grund gefroren. Da waren Hauchflecke an den Fensterscheiben entstanden, jedesmal wenn die Kleine hinausgesehen hatte, aber sie schlossen sich gleich wieder. Die Alte saß da und starrte gerade vor sich hin in die Stube hinein mit großen, runden Augen, ihr winziger Kopf wackelte fortwährend, und sie glich einem unheilverkündenden Vogel, der viel mehr weiß, als jemand zu hören aushalten kann.

„Nun frier ich wieder, Großmutter,“ sagte die Kleine zahn.

„Sieh nur zu, daß Du zittern kannst,“ sagte Frau Johnson. „Dann wirst Du warm.“

„Bitterst Du denn?“

„Nein, ich bin zu alt und steif; ich kann nicht mehr zittern. Aber die Kälte tötet meine Glieder, so daß ich sie nicht fühle. Ich komme schon ganz gut durch, bloß der Rücken!“

„Du lehnst ja auch den Rücken an den kalten Ofen!“

„Ja, denn die Kälte gräbt so in meinem armen Rücken.“

„Aber das ist doch dumm, denn da ist ja gar nicht eingezigt.“

„Aber wenn mich doch mein Rücken so friert,“ sagte die Alte flehentlich.

Dann schwieg das Kind und wandte den Kopf nach der anderen Seite.

Ueber die ganze Wand zerstreut saßen kleine Kristalle und glitzerten. Hin und wieder rutschte es in der Tapete.

„Großmutter, was ist das für ein schnurriges Geräusch?“ fragte das Kind.

„Das sind Wanzen, die nach unten wandern,“ erwiderte die Alte. „Es ist ihnen zu kalt da oben auf der Mansarde geworden, und hier mögen sie nicht sein. Du sollst sehen, sie

gehen zu Ofens mit der warmen Wand; da halten sie sich in der Kälte auf."

"Ist denn die Wand bei Ofens immer warm?"

"Ja, wenn sie in der Dampfmühle Feuer unterm Kessel haben."

Da schweig die Kleine eine Weile und drehte langsam den Kopf von einer Seite zur anderen. Ihr Gesicht drückte einen schrecklichen Ueberdruß aus. "Mich friert," jammerte sie nach einer Weile.

"Sieh man zu, daß Du zittern kannst!"

"Soll ich nicht lieber ein bißchen spritzen?"

"Nein, denn dann schluckst Du bloß Kälte runter, und die Luft wird auch bald und bringt was!"

"Sie kriegt ja doch nichts," sagte das Kind. "Wenn sie ran kommt, dann ist es immer schon alle."

"Das ist ja nicht wahr," sagte Mutter Johansen hart. "Da ist Essen genug in dem Wohlthätigkeitskessel für alle, die es bloß verstehen, sich ranzuhalten. Der Arme muß der Schand den Kopf abreißen; und heute bringt sie auch was!"

Die Kleine stand auf und atmete ein Loch in das Eis der Fensterleiste.

"Sieh mal nach, ob es nicht ein wenig schneien will, damit der arme Mann doch einen Tag Verdienst hat," sagte die Alte.

Nein, der Wind wehte noch immer aus Norden, sonst pflegte er ja gewöhnlich an den Kanälen entlang zu schlürfen, aber nun sah er Woche auf Woche oben auf dem Nikolaiturm und blieb flöte auf den hohlen Knochen der Armut. Die Kanäle waren mit Eis bedeckt, und die Erde sah entgeglichs hart aus. Der nackte Frost jagte die Leute wie welke Blätter darüber hin. Mit einem dünnen Rascheln wurden sie über die Brücke gefegt und verschwanden.

Da kam ein großer, gelber Wagen gefahren. Die mächtige Tür des Gefängnisses öffnete sich langsam und verschluckte ihn. Es war der Wagen mit Fleisch für die Gefangenen. Die Kleine verfolgte ihn mit einem verlorenen Ausdruck.

"Mutter kommt ja nicht," sagte sie verzagend. "Ich bin so hungrig."

"Sie wird schon kommen, warte Du nur! Und steh nicht da im Licht, sondern komm hierher in die Ecke! Das Licht schlägt die Kälte durch einen durch."

"Ich finde aber, daß es im Dunkeln noch kälter ist."

"Das kommt bloß davon, weil Du noch nichts verstehst. Ich sehne mich jetzt nur noch nach dem großen Dunkel."

"Und ich sehne mich nach der Sonne," entgegnete die Kleine trotzig.

Draußen an dem Holzwerk auf dem Hof knirschte es. Das Kind lief hinaus und öffnete die Tür nach der Galerie. Es waren nur die Leute ihnen gegenüber, die sich daran machten, eine Stufe loszubrechen.

Aber da kam die Mutter, mit einem blechernen Eimer in der Hand und einem Bündel unter dem Arm, und da war was im Eimer. Er sah so schwer aus. Trafala! Und das Bündel, das Bündel! Was wohl darin war? "Mutter, Mutter!" lang es schrill, und die Kleine lehnte sich weit über das gebrechliche Geländer hinaus.

Ganne kam schnell die Treppe hinauf, mit offenem Mund und roten Wangen; aus jedem kleinen Keit guckte ein Gesicht heraus. "Nun ist Witwe Ganne ihren schwersten Gang gegangen," sagte ein jeder zu den Seinen. Sie wußten, eine wie große Ehre sie darin gesetzt hatte, Mutter und Kind selbst zu versorgen. Ein gutes Mädchen war sie.

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

Von Leo Tolstoi.

(Schluß.)

Nachdem das Alarmzeichen ertönt war, hatte Merganow sich mit etwa hundert Milizen und Kosaken an die Verfolgung Chadschi-Murats gemacht, doch konnte er nirgends eine Spur von ihm entdecken. Schon hatte er enttäuscht und hoffnungslos den Rückweg angetreten, als er kurz vor Anbruch des Abends einem Greise begegnete, den er befragte, ob er keine Berittenen gesehen habe. Der Alte erwiderte, er habe wohl welche gesehen — sechs Reiter habe er gesehen, die in den Reissfeldern hin und her geritten und dann in das Gehölz, in dem er Reifig sammelte, gekommen seien. Merganow ließ sogleich Reitt machen, nahm den Alten mit und rückte bis in die Nähe des Gehölzes vor, wo ihm die gefesselten

Pferde zu Gesicht kamen und Chadschi-Murats Anwesenheit verrieten. Er wartete, bis die Nacht hereinbrach, verteilte dann seine Mannschaften im Kreise um das Gehölz und sah dem aufbrechenden Morgen entgegen, der ihm Chadschi-Murat tot oder lebendig in die Hände liefern sollte.

Als Chadschi-Murat begriffen hatte, daß er vom Gegner eingekreist sei, suchte er einen mitten im Gehölz befindlichen trockenen alten Graben auf; hier wollte er sich mit den Seinen verschangen und sich so lange verteidigen, als sein Kugelborst und seine Kräfte reichten. Er teilte seinen Plan den Genossen mit und befahl ihnen, einen Wall um den Graben herum zu errichten. Die Muriden begannen sogleich, Zweige abzuhauen und mit ihren Dolchen, so gut es ging, Erde aufzuschütten. Chadschi-Murat arbeitete selbst eifrig mit. Als der Morgen dämmerte, ritt der Befehlshaber der Milizen vor das Gehölz und rief mit lauter Stimme: "Heda, Chadschi-Murat, ergib Dich! Unser sind viele, und Ihr seid nur wenige."

Als Antwort fiel ein Schuß aus dem Graben, ein Rauchwölken stieg auf, und unter einem der Milizsoldaten brach das Pferd zusammen. Gleich darauf frachten die Büchsen der Milizen, die am Rande des Gehölzes aufgestellt waren, und ihre Augen pfliffen, Laub und Zweige niederreichend, durch die Büsche. Sie trafen jedoch keinen der in dem Graben Verschangenen, sondern schlugen wirkungslos in den Verbau, den die Muriden errichtet hatten. Nur Samjals Pferd, das zu weit abseits gegangen war, wurde verwundet. Die Kugel hatte es am Nopse getroffen, es war jedoch nicht zusammengebrochen, sondern hatte die Fessel zerrissen und war, das junge Gras mit seinem Blute färbend und mit lautem Krachen die Büsche durchbrechend, zu den anderen Pferden hingestürzt. Chadschi-Murat und seine Leute schossen immer nur dann, wenn einer von den Milizsoldaten sichtbar wurde, und sie verfehlten nur selten ihr Ziel. Drei Mann von den Milizen waren bereits verwundet. Die Milizen verspürten durchaus keine Lust, sich auf Chadschi-Murat und seine Leute zu stürzen, sie entfernten sich im Gegenteil immer weiter von ihnen und schossen ins Gelag hinein aus der Ferne. So verging wohl eine gute Stunde. Die Sonne war bereits über den Horizont getreten, und Chadschi-Murat dachte schon daran, sein Pferd zu besteigen und den Versuch zu machen, sich bis zum Flusse durchzuschlagen, als sich das laute Geschrei einer neu angelangten großen Milizabteilung vernehmen ließ. Es war Chadschi-Aga von Nechtulinsk, der eben mit seinen Leuten angelangt war. Es waren ihrer wohl an die zweihundert Mann. Chadschi-Aga war bereits mit Chadschi-Murat befreundet gewesen und hatte mit ihm zusammen in den Bergen gelebt, doch war er dann zu den Russen übergegangen. Mit ihm war auch Achmet-Chan gekommen, dessen Vater mit Chadschi-Murat verfeindet war. Ebenso wie Merganow leitete auch Chadschi-Aga sein Vorgehen damit ein, daß er Chadschi-Murat aufforderte, sich zu ergeben, was dieser wiederum durch einen Schuß beantwortete.

"Die Säbel heraus, Kinder!" rief Chadschi-Aga, und die Milizen warfen sich mit lautem Geschrei auf das Gehölz. Doch hinter dem Wall hervor knallten nacheinander ein paar Schüsse, und drei Mann fielen wieder zu Boden. Die Heranstürmenden machten Halt, gingen an den Rand des Gehölzes zurück und schossen von dort aus auf die Verschattung. Von neuem gingen sie dann, hinter den Büschen Deckung suchend, vor, und während ein Teil von ihnen ganz in die Nähe vordrang, fielen andere unter den Kugeln Chadschi-Murats und seiner Muriden. Chadschi-Murat schoß nicht eine Kugel umsonst ab, und auch Samjalo traf fast immer und stieß jedesmal einen Freudenschrei aus, wenn er sah, daß er gut geschossen hatte. Chan-Mahoma saß am Rande des Grabens, sang laut sein "Allah il Allah" und schoß ohne Hast, traf jedoch nur selten. Eldar behie an allen Gliedern vor Ungeduld, sich mit dem Dolche auf die Feinde zu stürzen, schoß häufig und mit wechselndem Erfolge und sah immer wieder auf Chadschi-Murat oder steckte den Kopf aus dem Graben. Der zottige Chanefi hatte die Aermel aufgestreift und verrichtete auch hier die Arbeit eines Dieners. Er lud die Büchsen, die ihm Chadschi-Murat und Chan-Mahoma reichten, schüttete trodenes Pulver auf die Pfannen und schoß die Kugeln samt den eingefetteten Pfropfen mit dem eisernen Ladekolb in die Läufe. Bata hielt es in dem Graben nicht aus, er lief zu den Pferden hin und suchte sie an einen sichereren Platz zu treiben, wobei er unaufhörlich freischte und aus freier Hand, ohne Stütze, schoß. Er wurde zuerst verwundet. Die Kugel traf ihn in den Hals, und er setzte sich nieder und begann während er Blut spudte, laut zu schimpfen. Dann erhielt Chadschi-Murat einen Schuß in die Schulter. Er riß ein Stück Watte aus seinem Besämel, verstopfte damit die Wunde und fuhr fort zu schießen.

"Greifen wir doch zu den Säbeln!" rief Eldar schon zum dritten Male. Er schaute hinter dem Wall hervor und wollte sich schon auf die Feinde werfen, da traf ihn eine Kugel, und er wankte und fiel kopfüber gerade auf Chadschi-Murats Bein. Chadschi-Murat sah ihn an: die schönen Wideraugen waren fest und erst auf ihn gerichtet. Der Mund mit der vorspringenden Oberlippe suchte, ohne sich zu öffnen. Chadschi-Murat zog sein Bein unter dem leblosen Körper hervor und fuhr fort zu schießen.

Chanefi beugte sich über Eldars Verdam und nahm die noch nicht abgeschossenen Patronen aus seiner Tischersfesa.

Chan-Mahoma fuhr inzwischen fort zu singen, langsam zu laden und zu zielen. Die Feinde kamen, sprungweise von Busch

zu Busch vorgehend, unter Schreien und Kreischen immer näher. Noch eine zweite Angel traf Chadschi-Murat, diesmal in die Seite. Er legte sich im Graben hin, zog wieder ein Stück Watte aus seinem Besämet und verstopfte damit die Wunde. Diese zweite Wunde war tödlich, und Chadschi-Murat fühlte, daß er sterben würde. Bilder der Erinnerung traten in rascher Folge vor seine Seele. Er sah den starken Abumungel-Chan vor sich, wie er, mit der einen Hand die abgeschlagene, herunterhängende Wade festhaltend, sich mit dem Dolche auf die Feinde stürzte, und er sah den blutleeren, hinsinkenden alten Borongow mit seinen listigen Augen und seiner glatten Zunge, und seinen Sohn Jusuf, und seine Gattin Sofiat, und das bleiche Gesicht seines Todfeindes Schamyl mit dem roten Bart und den halbgeschlossenen Lidern. Und alle diese Erinnerungen jagten rasch an seinem Geiste vorüber, ohne irgendeine Empfindung, sei es Mitleid, oder Haß, oder sonst etwas, in ihm hervorzurufen. Alles das erschien so mächtig im Vergleich zu dem, was jetzt für ihn beginnen sollte oder schon begonnen hatte. Er raste seine letzte Kraft zusammen, richtete sich hinter dem Schutzwalle auf, schoß seine Pistole auf einen vorüber-eilenden Milizsoldaten ab und traf ihn. Der Getroffene brach zusammen. Nur noch Chadschi-Murat vollends aus dem Graben heraus und ging, schwerfällig hinfend, mit dem Dolche in der Faust, dem Feinde gerade entgegen. Ein paar Schüsse wurden auf ihn abgegeben, und er wollte und stürzte zu Boden. Eine Anzahl Milizen warfen sich unter lautem Siegesgeschrei auf den Körper des Gefallenen. Doch der, den sie für tot hielten, bewegte sich plötzlich. Zuerst erhob sich der blutige Kopf, von dem die Lammsfellmütze heruntergefallen war, und dann rechte sich der Rumpf in die Höhe und richtete sich, mit den Armen einen Baumstamm umfassend, langsam empor. So entsetzlich war dieser Anblick, daß alle, die herbeigeeilt waren, wie erstarrt dastanden. Doch plötzlich ging ein Beben durch Chadschi-Murats Körper — er ließ den Baum los, fiel in seiner ganzen Länge, wie eine Distel, die die Sense getroffen, mit dem Gesicht voran auf die Erde und rührte sich nicht mehr. Aber wenn er sich auch nicht mehr regte, so fühlte er doch noch immer. Als Chadschi-Aga, der zuerst auf ihn zugeeilt war, ihn mit seinem großen Dolche über den Kopf schlug, war ihm, als schlug man ihn mit einem Hammer über den Schädel, und er konnte nicht begreifen, wer das tat, und warum es geschah. Es war die letzte Empfindung, die ihn noch mit seinem Körper verband. Dann fühlte er gar nichts mehr, und das, was da von den Feinden mit Füßen getreten und zerhackt wurde, hatte nichts mehr mit ihm gemein. Chadschi-Aga trat ihm auf den Rücken, schlug ihm mit zwei Hieben den Kopf ab und ließ ihn vorsichtig, um sich die Schuhe nicht blutig zu machen, mit dem Fuße zur Seite. Das hellrote Blut, das der Holschlagader entströmte, färbte, mit dem schwarzen Blute der Kopfwunden vermischt, das Gras.

Wie der Jäger über dem getötenen Bild, so standen Saraganow, Chadschi-Aga und Ahmet-Chan über den Leichen Chadschi-Murats und seiner gefallenen Muriden. Chaerfi, Chan-Mahoma und Hamfalo waren überwältigt und gefesselt worden. Im Pulverdampf durch die Büsche streifend, unterhielten sich die Sieger höchst vergnügt und freuten sich ihres Triumphes.

Die Nachtigallen, die während des Feuerns geschwiegen hatten, begannen jetzt wieder zu schlagen — zuerst die eine in nächster Nähe und dann die andern weiter im Gehölz.

Der Tod dieses Menschen war es, den mir die zertretene Distel auf dem frischgepflügten Acker ins Gedächtnis rief.

Aus den Berliner Kunstsalons.

Bei Paul Cassirer sind vierzig Bilder von Auguste Renoir zu sehen. Darunter wunderbare Werke der Frühzeit, Arbeiten aus den siebziger Jahren. Damals hat Renoir seine stärksten und einheitlichsten Wirkungen erreicht. Er malte die "Französin, das graziosste aller Weibchen, er malte dies zur Liebe bestimmte Geschöpf inmitten einer Atmosphäre von farbiger Zärtlichkeit und lodenden Klängen. Diese Frauen waren eigentlich nur ein Teil ihres Willens; ihr Dasein war nicht wesentlich verschieden von dem der Blumen, die um sie herum blühten, von dem der Lüfte, die sie weidlich umwebten. So scheinen die Bilder des frühen Renoir bald Teppiche, bald Glasflüsse, aus Sinnlichkeit geboren; die Farbe ist zugleich edelsteinhart und flüchtig wie Däfte. Durch die Zierlichkeit der Figuren, die fast immer ein wenig unter Lebensgröße herabgedrückt sind, empfinden wir das gurrende Puppenspiel noch unwirklicher; obgleich die Püppchen in sprühender Lebendigkeit atmen und ihre Augen im Feuchtigkeit schwimmen. Zuweilen denkt man zwischen den Zeilen an Conrad Kiesel, diesen Deutschen des süßen Aitfches; dann erkennt man aber auch sofort, wodurch sich der Franzose von den Niederungen der Vielteierpose scheidet. Kiesel ist die glatte Akademie, Renoir ist ein Naturereignis, er ist wie ein Jubeln der jungen Erde, die unter der Umarmung des Lichtes erwacht. — Solches gilt freilich nicht von dem gealterten Renoir, von dem wir bei Cassirer zugleich einiges, beinahe zuviel treffen können. Er hat seine sichere Hand verloren und die Innigkeit der Konzentration, mit der er einst die Farbenspiele in eine kreisende Form brachte. Was aber schlimmer ist: er wurde ein Notfcher; er

sieht heute selbst das Schwarz tödlich. Das wirkt sehr unangenehm.

In dem Salon von Eduard Schulte hängt vielerlei nebeneinander. Am ehesten Aufmerksamkeit verdienen Heilemann und Feldbauer. Die Art beider ist uns im kleinen Format der Heffseite bekannt; Heilemann arbeitet für die "Lustigen Blätter", Feldbauer für die "Jugend". Die Frage ist: Können sie das größere Format des Bildes füllen. Sie ist für den Berliner beinahe zu verneinen, für den Münchener fast zu bejahen. Heilemann ist weit glücklicher, wenn er für die flüchtige Stunde arbeitet; sein Talent ist das eines geschickten Arrangeurs, eines Tafeldeckers, eines Blumenbinders, eines patenten Schneiders. Das reicht aber nicht hin, um die reine Form, die das Bild fordert, zu bestreiten; so wirken denn die Bildnisse, die er lebensgroß auf Leinwand malt unfrei und hilflos. Sie geben uns nicht mehr als ein Ahnen von dem, was dieses Malers eigentliche Stärke. Am deutlichsten tun das noch die Porträte zweier Kinder, die tollt zurecht gedrückt und geschickt hingestellt, die Nettigkeit der Modelle spüren lassen. Wo solche Reize aber fehlen, wie etwa bei dem Fürsten Bülow, bleibt Heilemann sehr langweilig und ledern. Mit Feldbauer ist es besser bestellt. Er hat immerhin eine Malerkunst. Sein Pinsel weiß zuzufassen und mit breiten Strichen wenigstens das Grobe des Lebens aufzureißen.

Nicht merkwürdig liegt der Fall des Malers Alfred Lüdtke, von dem auch bei Schulte einige Proben zu sehen sind. Er malt auf Holz und Pappe mit irgendeiner Tempera, ganz dünn und transparent. Dabei macht er sich das Leben unendlich schwer mit tausend Strichelchen und Künftchen und ähnlichen Mittelchen. Es ist wie Miniaturenmalerei auf Elfenbein und will eigentlich Mythe sein. Deutsche Seele und so. . . . Der Ungläubige hält es für harmlose Spielerei für ein tränkliches Liebäugeln mit Caspar David Friedrich. Nur daß Friedrich aus einer Zeit, die in sich romantisch und sentimental war, durchaus natürlich zu erklären ist; während Lüdtke sein Empfinden in solche Stimmungen erst hineinzufräuben muß. Man würde an dem unerquicklichen Schauspiel föhl vorübergehen, wenn man nicht wüßte, daß über diesen Maler schon so etwas wie eine kleine Literatur zusammen gekommen ist. Man steht ratlos vor dem Dilettantismus solcher Kunstschreiber.

Im Kunstgewerbe-Museum wurde dem verstorbenen Otto Reich eine Gedächtnis-Ausstellung gerichtet. Er hat sie verdient, wenigleich er eigentlich zeitlebens ein Anfruchtbarer war. Er hat tausende von Blättern hinterlassen, und davon ist nicht eines ein wirklich brauchbarer Wert. Er hat Häuser auf dem Papier gebaut und neue Welten zusammenphantasiert. Aber niemals fand er die Kraft, seinen Einbildungen Körper zu geben. Was er wirklich baute (so das Haus Staudt in der Tiergartenstraße) war beinahe komisch. Er muß diesen Zwiespalt gespürt haben; es war ihm aber nicht möglich, sich aus den Reigen eines unlogischen Fabulierens zu befreien. Möge er allen, die es noch nicht lernten, das Gesetz des Objektes und die Forderung der Zeit zu achten, eine Warnung sein.

R. Br.

Neue Forschungen über die Intelligenz der Tiere.

Seit einigen Jahren ist die Wissenschaft der Tierpsychologie in eine neue Phase eingetreten. Man begnügt sich nicht mehr damit, wunderbare Beispiele von der Schärfe des Instinkts und der Klugheit bei Tieren zu geben, allerlei Heldentaten von Affen und Hunden zu erzählen, sondern man stellt exakte Experimente mit ihnen an, um zu erkennen, wie sie in bestimmten Situationen sich benehmen. In einem vor kurzem erschienenen Buche über Tierintelligenz stellt einer der Forscher auf diesem Gebiete, Edward L. Thorndike, seine Versuche zusammen. Er hat Katzen, Hunde und Mäuschlein, die Hunger hatten, in mit einer bestimmten Vorrichtung verschlossene Käfige gebracht und beobachtet, was für Anstalten sie trafen, um zu dem außerhalb des Käfigs hingelegeten Futter zu gelangen. Die eingeschlossenen Katzen benehmen sich zunächst außerordentlich aufgeregt, beißen und kratzen an den Stäben herum, stecken die Pfoten durch die Zwischenräume, bis sie die Auslosigkeit ihres Beginmens erkennen. Nach acht bis zehn Minuten werden sie ruhig und versuchen, auf weniger gewalttätige Weise aus dem Käfig herauszukommen. Sie probieren an dem Verschlus herun, bis sie zufällig auf das System der Oeffnung stoßen und sich befreien. Wird der Versuch mehrere Male wiederholt, so gelingt es der Katze sogleich, den Riegel zurückzuziehen oder den Knapf oder Strich zu finden. Wird sie in einen anderen Käfig gesetzt, dann miaut sie erst nicht mehr kläglich, sondern versucht sogleich zu öffnen. Die Hunde zeigen eine davon verschiedene Art des Benehmens. Sie sind von Anfang an viel ruhiger, gelangen schneller zum Verständnis des öffnenden Mechanismus und erinnern sich dann mit großer Genauigkeit. Die größte Erregung und die geringste Fähigkeit, sich aus ihrer Lage zu befreien, zeigen die Mäuschlein, so daß aus diesen Experimenten die Katze als die klügsten Tiere hervorgehen. Thorndike kommt nach seinen Erfahrungen zu dem Schluß, daß die Tiere nicht wie

wir denken und daß bei ihnen den Antrieb zu der Handlung unmittelbar das Unlustgefühl des Eingeschlossenseins, der Wunsch, sich zu befreien usw. hervorruft. Er leugnet zwar nicht jede Vorstellungsfähigkeit bei den Tieren, aber er hält sie für rudimentär. Die Assoziationen können bei Tieren sehr kompliziert sein, aber dann bedarf es langer Zeit, bis sie sie erwerben. So gewöhnte Thorndike nach 40-60 Versuchen eine Katze daran, ihren Käfig zu verlassen, wenn er sagte: „Ich will meinen Katzen zu essen geben“; aber es waren 380 Versuche nötig, bevor das Tier auf das Gegenteil: „Ich will meinen Katzen nicht zu essen geben“, richtig reagierte und in dem Käfig blieb. Nachdem die Katze aber diese beiden Sätze zu unterscheiden gelernt hatte, hatte sie sie auch nach 80 Tagen noch nicht vergessen. Die Zahl der Assoziationen, die gebildet werden, kann beträchtlich sein. So haben Küchlein 23 verschiedene Assoziationen gelernt; einige drei Tage alte Küchlein erwarben in einem Tage zehn Assoziationen.

Die große Frage, mit der sich die Tierpsychologie in neuester Zeit eingehend beschäftigt, ist die Abgrenzung der beiden Mächte, die im tierischen Leben die größte Rolle spielen: von Instinkt und Gewöhnung. Amerikanische Gelehrte sind in dieser Beziehung besonders tätig gewesen; durch zahlreiche Experimente haben sie bewiesen, daß ganz junge Tiere ohne vorausgehende Belehrung durch ihre Eltern oder Gefährten und ohne Hilfe des menschlichen Beobachters eine Handlung ganz richtig durchführen zum ersten Male, wenn die Situation eine solche Handlung von ihnen fordert. Dieser Tatsache gegenüber erregte es Aufsehen, daß vor einiger Zeit Dr. C. S. Verrh durch das Experiment nachgewiesen haben wollte, daß junge Katzen keine Mäuse fangen. Die Professoren Yerkes und Bloomfield vom Psychologischen Institut der Harvard-Universität haben aber einwandfrei festgestellt, daß auch die jüngsten und unerfahrensten Katzen „nicht das Mausen lassen“. Die jungen Katzen, die ohne jede Verührung mit ihren Müttern aufgezogen waren, verfolgten zunächst ruhig die Bewegungen der Maus, die zu ihnen in den Käfig gelassen war, und berührten sie dann mit der Nase. Nach zwölf Minuten etwa wurde die Aufmerksamkeit der Katzen stärker, sie waren von dem Anblick der Maus so fasziniert, ließen, obwohl erst einen Monat alt und noch schwach und ungelent, hinter der Maus her und hatten sie in wenigen Sekunden zu Tode gebissen.

Bei See- und Walen hat Professor F. S. Herrick festgestellt, daß die ganz jungen Tiere noch kein Zeichen von Furcht erkennen lassen. Läßt man sie im Nest aufwachsen, so entwickelt sich der Furchtinstinkt in wenigen Tagen, dagegen läßt sich das Tierchen wenige Stunden nach der Geburt fangen, ohne daß es Furcht zeigt. Schon am ersten Tage ihres Lebens kann man bei der See- und Walen Handlungen beobachten, die mit der Nahrungsaufnahme zusammenhängen und charakteristisch für die ganze Art sind; während der ersten drei Tage entwickelt sich die typische Schlafstellung, die Art des „Ruhens“ der Fledern, und so bildet das Tier seine Instinkte aus, auch ohne das geringste Vorbild von den Eltern zu erhalten, in völliger Isolierung aufgezogen.

Professor Breed von der Michigan-Universität hat das Verhalten des Hühners experimentell untersucht. Er teilte die ganze für das Tier charakteristische Handlung in drei Einzelhandlungen: schnappen, greifen, schlucken. Das Schnappen entwickelte sich am raschesten und war bereits am fünften Lebensstage ausgebildet, während das Greifen viel langsamer sich entwickelte und das Schlucken erst am 25. Tage gut ausgeführt wurde. Küchlein, die die Eltern zum Vorbild hatten, lernten es schneller als solche, die isoliert aufgezogen wurden.

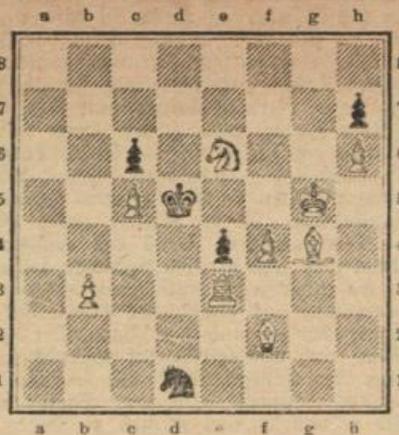
Kleines feuilleton

Haushirtschaft.

Der Hafer als Nahrungs- und Stärkungsmittel.
Daß der Hafer ein vorzügliches Nahrungsmittel ist, ergibt sich schon aus seiner chemischen Zusammensetzung. Seine Bestandteile sind in der für den menschlichen Körper denkbar günstigsten Weise gemischt, wie aus einer Vergleichung mit der Milch hervorgeht. 100 Gramm Hafermehl enthalten 14 bis 15 Gramm Eiweißsubstanzen, der Gehalt an Stärkemehl beträgt ungefähr 50 Proz. Sehr bedeutend ist sein Fettgehalt: 6 bis 7 Proz. Hafer und Mais übertreffen hier alle anderen Körnerfrüchte. Sehr wichtig ist auch sein Gehalt an Nährsalzen, jenen mineralischen Substanzen, die zur Bildung des Blutes und der Gewebe unbedingt erforderlich sind. Auch hierin ist der Hafer allen übrigen Getreidepflanzen überlegen; man findet in ihm über 8 Proz. Mineralbestandteile. Ferner ist im Hafer ein starkes Aroma enthalten, welches die Verdauung anregt. Der Genuß des Hafers eignet sich daher besonders für schwächliche, kränkliche, blutarme und bleichsüchtige Menschen. Auch blasse, schlecht entwickelte Kinder bekommen diese Nahrung vortrefflich. Die nahrhafteste Speise, die man aus Hafer herstellen kann, ist der Haferbrei oder Hafergrüdbrei, die eigentliche Hafergrübe. In Schottland bildet die Hafergrübe bekanntlich die Nationalweife, es gibt dort viele Kinder, die hauptsächlich mit Hafermehl genährt werden, die sie zu jeder Speise genießen. Haferbrei ist deshalb besonders zu empfehlen, weil es fast ebenso billig ist, wie Kartoffel, dabei aber viel nahrhafter.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
Koch und Rodelforn.



3+

Lösung. Wir bringen ausnahmsweise einen Dreizüger, weil dieser von den berühmten Problemmeistern der kürzlich erschienenen Festschrift des Akademischen Schachklubs in München gewidmete von ganz besonderer Schönheit ist. 1. Kg5-f5!, Sd1×c8† (1. S×f2; 2. Lf3!, e×f3; 3. Tc5+). 2. Kf5-g5! (Die ersten zwei Züge des Dreizügers sind sehr bemerkenswert!) 2. Se3×g4 (Zugzwang!) 3. Se6-c7+.

Schachnachrichten. Bei der am 3. März in Nowawes abgehaltenen Generalversammlung der „Märkischen Arbeiter-Schachvereingung“ (Potsdam nicht inbegriffen) waren die Arbeiter-Schachklubs von Berlin, Brandenburg, Köpenick und Nowawes vertreten. Die Versammlung schloß sich dem von uns schon mitgeteilten Beschluß des Berliner Arbeiter-Schachklubs in bezug auf Gründung eines allgemeinen Arbeiter-Schachbundes an. Zum Delegierten für die Bundesgründungskonferenz (in Nürnberg am 7. April) wurde H. Dehlschlager gewählt, der auch vom Leipziger Arbeiter-Schachklub mit derselben Mission betraut worden ist. Der in diesem Sinne zu gründende Arbeiter-Schachbund beabsichtigt eventuell eine neue Arbeiter-Schachzeitung ins Leben zu rufen, die seine Bestimmungen offen und „unzweideutig“ vertreten soll.

Nach der 11. Runde, der ersten des zweiten Turnus, war der Stand der Teilnehmer im Turnier von San Sebastian wie folgt: Spielmann 8, Niemzowitsch 7, Marzball und Perlis je 6, Rubinstein und Larrasch je 5½, Schlechter, Teichmann und Duras je 5, Leonhardt 3½. Fleißmann, der krankheitshalber nach dem ersten Turnus zurücktreten mußte, hatte drei Zähler erreicht. Nachstehend eine Partie des Turniers:

Vierpringerspiel.

Teichmann. Dr. Larrasch.
1. e2-e4 e7-e5
2. Sg1-f3 e8-e6
3. Sb1-c3
Stärker sofort 3. Lb5, weiß dann nach 3. a6; 4. La4, Sf3 weiß außer Se3 (was zum Zug führen würde) noch zwischen 5. d3 oder 5. 0-0 oder 5. De2! die Wahl hat.
3. Sg8-f6
Schwarz kann auch mit 3. Lb4 der vom Gegner beabsichtigten Variante ausweichen. Im selben Turnier folgte hierauf zwischen Spielmann und Schlechter 4. Sd5, Sf6; 5. Le4 (5. S×L, S×S; 6. S×e5, De7; 7. d4, d5 nebst event. D×e4?) 5. d6 zc. Die Partie wurde Remis.
4. Lf1-b5 a7-a6
5. Lb5-a4
Über 5. L×S, d×e6; 6. S×e5, S×e4; 7. S×S, Dd5; 8. 0-0, D×e5!; 9. Te1, Le6! (Auch Le7 ist angängig) 10. d4, Df5!; 11. Sg5 (11. Lg5, h6!; 12. Dd3, Kd1!; 13. Lh4, Te8 zc.) 11. 0-0-0;
12. S×L, f×e6; 13. f4 (Zweit e6-e5! Oder 13. Te5?, D×T zc.) 13. c5; 14. Te5, Df6; 14. Dg1, h5; 15. Dh3, Kf8 zc. (16. d×e5?, Td1?; 17. Kf2, T×L1 nebst event. D×f4? und D×T). Wie man sieht, bietet das „Vierpringerspiel“ im besten Fall keinen Vorteil für Weiß

in Vergleich mit der direkten „Spanischen Partie“.
5. Lf8-c5
Ueblicher ist 5. Le7!
6. 0-0
In Betracht kam 6. S×e5!, S×S;
7. d4 zc.
6. b7-b5
7. La4-b3 d7-d6
8. d2-d3
Vorzüglicher h2-h3.
8. Lc8-g4
9. Sc3-e2
Besser Le3.
9. Dd8-d7
10. e2-c3?
Besser 10. Kh1, L×S; 11. g×f3, Dh3; 12. Sg1 zc.
10. Lg4×f3
11. g2×f3 Dd7-h3
12. Le1-e3
Weiß hat keine Verteidigung mehr.
12. h7-h5!
13. Se2-g3
13. L×L2, Th6 zc.
13. h5-h4
14. Sg3-h1
14. Sf1, g6; 15. Sg7, Kf8 zc.
14. Lc5×e3
Oder auch 14. Th6!; 15. L×T, g×h6 nebst Sh5 oder Ke7.
15. f2×e3 Th3-h6
16. Kg1-f2 Dh3×h2†
17. Kf2-e1 Dh2×b2
und Schwarz gewann augenscheinlich nach einer Reihe von Zügen.